

„St. Maria als...

... Kirche mit Zukunft“

Beiträge zur Konzeptentwicklung „St. Maria als“ / Stuttgart

Tübingen / Innsbruck 19.3.2019

Offenheit als Konzept bewahren

Was das Projekt „St. Maria als“ prägt und so einmalig macht, ist die grundsätzliche Offenheit für das Unvorhergesehene, Unplanbare und sich Ereignende. Es würde etwas Wertvolles verloren gehen, wenn das Projekt zu sehr in einer herkömmlichen Projektplanungslogik „fixiert“ würde, etwa auf bestimmte Themen und/oder Personengruppen. Das zentrale Ziel der Konzeption sollte es deshalb sein, diese „Leerstellen-Qualität“¹ zu erhalten. Sie ist es, die es ermöglicht, auf das zu reagieren, was Menschen suchen, was den Stadtteil bewegt und welche Beziehungsangebote gerade notwendig sind. Nur so lässt sich auch der zentrale Bürger_innen-Beteiligungscharakter dieses Projekts erhalten. Das bedeutet konkret, dass das Konzept inhaltlich und im Blick auf die Organisationsebene möglichst offen und flexibel gehalten werden muss. Das Entdecken von neuen Formen des Kircheseins braucht auch jeweils neu zu kreierende Formate!

Jenseits von Sakralisierung und Profanierung

„St. Maria als“ verweist auf einen ‚dritten Weg‘ jenseits der Sakralisierung und Profanierung von liturgischen Räumen. Im Hintergrund steht die Differenz von Heiligem (lat. *sanctum*, zielt auf heilvolle Ganzheitspraktiken wie den integrierenden Segen für Mensch und Welt) und Sakralem (lat. *sacrum*, zielt auf religiöse Teilungspraktiken wie die exkludierende Weihe von Personen oder Räumen). Diese Unterscheidung ermöglicht es, die nichtsakrale Heiligkeit auch des Profanen in den Blick zu nehmen. Dadurch können gängige Raumformate des Religiösen überschritten werden, denn das in christlichem Sinn Heilige umfasst, durchdringt und verwandelt nicht nur das Sakrale, sondern auch das Profane in Richtung auf ganzheitliches Heil. Entsprechend hybride Kirchenräume wie St. Maria bieten eine zukunftsweisende Nutzungschance für den immer häufigeren Leerstand von Räumen, deren Ursprünge in frühchristlichen Ritualpraktiken des Herrenmahls in den ‚Wohnzimmern‘ wohlhabender Christinnen und Christen liegen.

Sozialraumbezug

Eine weitere Besonderheit ist die Intensität in der „St. Maria als“ es geschafft hat, die Kirchenmauern durchlässig zu machen und auf den Sozialraum auszustrahlen, der seinerseits wieder in den Kirchenraum hineinwirkt. Mit ihrer Umgebung (dem Gerberviertel, dem Österreichischen-Platz) und den darin agierenden Playern umfasst „St. Maria als“ mehr als den Kirchenraum bzw. die kirchlichen Büros. Diese Errungenschaft gilt es auf jeden Fall zu schützen.

Die Gefahr von „St. Maria als Themenkirche der Stadtkirche“ liegt darin, dass sowohl die situative Offenheit also auch die derzeit enge Verbindung mit dem Ort und den lokalen Bedingungen inklusive all der auch kritisch zu betrachtenden Veränderungen (Gentrifizierung, Vertreibung der sozial Schwachen aus dem Viertel etc.), zu stark in den Hintergrund rückt. Diese „Lokalität“ macht St. Maria zu einem inspirierenden Ort, von dem auch Impulse für die ganze Stadt Stuttgart /die Stadtkirche ausgehen. Das Plädoyer heißt deshalb: lokale Beteiligungs- und Netzwerkkirche im Netz stadtkirchlicher Orte.

¹ Vgl. das Paper von Schüßler / Schweighofer: „St. Maria als ...“ Leerstellen als kreatives Konzept urbaner Pastoral

St. Maria bietet weiter einen offenen Ort an und bleibt offen für neue Kontakte mit bisher unvertrauten Akteuren, so dass in diesem Miteinander Neues (etwas Drittes) entstehen kann. Entsprechend braucht es auch Personen, die auf gleiche Weise im Sozialraum „da sein“ können: offen, absichtslos, aufmerksam für die Ereignisse, in denen sich Leben / Verhinderung von Leben zeigt und dies nicht in eine Zielgruppen- oder Dienstleistungslogik eingezwängt. Beide Weisen des Kuratierens gehören zusammen: auf der Straße – und im Kirchenraum.

Pastorales Kuratieren

Für St. Maria liegt es nahe, das Konzept des Kuratierens – besser bekannt aus dem Kunstbereich – in seelsorgliche Räume einzuführen². Kuratierendes Handeln bedeutet im Anschluss an Renke Siems³, dass dabei mehrere Orte miteinander vernetzt werden, dass man sich um einen Ausgleich der Nutzergruppen untereinander bemüht, dass einzelne Dienste vertieft in Beziehung gesetzt und dadurch mehr Werte geschaffen werden. Beim Kuratieren ist man nicht primär selbst Anbieter_in, sondern holt sich Partner_innen und damit Kompetenzen ins Haus und verfolgt einen Capability Approach: Befähigung und Freiheit stehen im Vordergrund.

Für St. Maria gibt es dabei zwei Straßengraben, die man vermeiden muss: Das eine wäre eine „Normalisierung“ des Ortes nach den Kriterien territorialer Pastoral, das erneute „Selbst-Füllen“ der Leerstelle. Das andere wäre ein Verschweigen von theologischen Fragen und der Orientierung am Evangelium, indem die Kirche einfach als Veranstaltungsraum wie viele andere Säle und Hallen wird. Was also gelingen muss, ist die schwierige Balance zwischen der Über- und Unterdeterminierung des Raumes.

Ein Vorschlag für diese Ausbalancierung wäre: St. Maria könnte sich als ein pastoral kuratierter Raum verstehen, der nicht allein für kirchliche, aber sorgfältig ausgewählte Ereignisse und Handlungsformen Platz bietet. Kuratieren meint, dass viele verschiedene Formen vernetzt werden können, aber es gibt eine Spur, um die das Kuratierte kreist. Diese Spur wäre bei pastoral kuratieren Formen das Evangelium, die befreienden Ereignisse, die vom Glauben her als Gnadenchancen für das Reich Gottes identifiziert werden könnten.

Kunst-Kuratoren gestalten in der Regel wenig eigene Kunstwerke oder Ausstellungstücke, sondern sie haben einen Blick für das was andernorts oder auch direkt vor der eigenen Haustür an Sehens- und Ausstellungswertem geschieht. Parallel dazu wäre es die Aufgabe von den Verantwortlichen von „St. Maria als“ ihre Umgebung und unsere Zeit insgesamt genau zu beobachten und feinfühlig jenen Spuren Platz bieten, in denen sich Gottesbegegnung in irgendeiner Form potentiell ereignen könnte. Das kann von Kunstperformances wie den Silent-Tango-Abend über diakonische Ereignisse wie die sanitäre Versorgung von Menschen auf der Straße bis hin zu neuen liturgischen und rituellen Formen führen (Sakramentale Ritenkreativität).

² Seelsorge und Kuratieren gehen auf die gleiche Begriffswurzel zurück (lat. curare), auf Care-Praktiken des Sorgetragens.

³ Vgl. Renke Siems, Mehr als ein Lernort – zielgruppenspezifische Angebote einer Blended Library, https://www.researchgate.net/publication/278710485_Mehr_als_ein_Lernort_-zielgruppenspezifische_Angbote_einer_Blended_Library?enrichId=rgreq-ffbe462a5c544bfb822c1d897f82ec3a-XXX&enrichSource=Y292ZJQYWdIOzI3ODcxMDQ4NTtBUzoyNDIwNjMxNzg0NjUyODBAMTQzNDcyMzc2NzYxMA%3D%3D&el=1_x_2&_esc=publicationCoverPdf.

Personelle Flexibilität

Für die Organisationsebene würde eine kuratierende Haltung auch bedeuten, die Verantwortlichen auf möglichst allen Ebenen – vom operativen Personal vor Ort, über das Konzeptionsteam bzw. das Kuratorium bis zur Evaluationsgruppe – auf Zeit, konkret auf wenige Jahre (etwa 3 Jahre) zu berufen und das Personal immer wieder zu wechseln. So wird auf organisationaler Ebene einer zu starken Fixierung des Konzepts, der ‚Traditionalisierung‘ („war immer schon so“) und einer (unbewussten) Milieuverengung entgegengewirkt. Um das Erfahrungswissen und die bereits erarbeiteten Vernetzungen zu sichern, bietet es sich an, diese Wechsel zeitversetzt zu vollziehen (in der Mitte der drei Jahre wechselt das je andere Gremium). Durch das regelmäßige Wechseln wird es besser gelingen, die unterschiedlichen Player vor Ort ins Boot zu holen und die Verengung auf ein spezielles Milieu /Klientel zu verhindern.

Konfliktmanagement

Will man „St. Maria als“ als pastoral kuratierten Ort verstehen, an dem zugleich auch immer wieder die Verantwortlichen wechseln, so ist ein kompetentes und transparentes Konfliktmanagement notwendig. Es braucht Orte und Zeiten, an denen offen und ohne persönliche Anklage über Probleme und Missverständliches gesprochen werden kann. Eine solche Form konstruktiver Konfliktbearbeitung muss einen festen Platz innerhalb der Konzeption von „St. Maria als“ bekommen. Die Aussprachemöglichkeit sollte möglichst allen daran interessierten Personen zugänglich sein und inhaltlich so gestaltet werden, dass sie möglichst restriktionsfrei ist. „St. Maria als“ könnte hier ein Experimentierraum für das produktive Bearbeiten von Konflikten und das Umgehen mit der Erfahrung des Scheiterns werden.

„St. Maria als“ als Ort von Kirchenentwicklung und pastoraltheologischer Entdeckungen

„St. Maria als“ hat sich bereits in den letzten Jahren als pastoraltheologisch innovativer Ort erwiesen, da sich hier von Beginn an die Chance bot, dass die neu entstehenden Formen der Präsenz des Evangeliums im Sozialraum ausprobiert, gesammelt, ausgetauscht, theologisch sowie interdisziplinär reflektiert und ausgewertet werden. Diese Zusammenarbeit mit Expertinnen aus den Bereichen Stadtplanung, Zivilgesellschaft, Caritas und der akademischen Pastoraltheologie sind nicht nur für „St. Maria als“, sondern auch für den wissenschaftlichen Diskurs fruchtbar. Diese Zusammenarbeit ermöglicht es konkrete Erfahrung vor Ort und wissenschaftliche Reflektion zu verbinden, systemübergreifende neue Kontakte zu schaffen und damit die einmalige Möglichkeit einer „bottom up“-Theologie. Sie gilt es für alle Beteiligten fruchtbar zu nutzen.

Dafür braucht es eine gute Reflexions- und Evaluationskultur mit dem Ziel das Projekt voran zu bringen. An solchen Prozessen müssen sowohl Benutzer_innen, Kompliz_innen als auch Expert_innen beteiligt werden. Die bereits bestehende wissenschaftliche Begleitung des Projekts „St. Maria als“ durch Wissenschaftler_innen der Universitäten Tübingen, Innsbruck und Stuttgart sollte auf jeden Fall weiter genutzt werden.

Inhaltliche Rahmenlinien (Minimalbedingungen)

Um nicht stetig alles neu aushandeln zu müssen und zugleich im Sinne einer größeren Transparenz, braucht es inhaltliche Rahmenlinien und Minimalbedingungen, die für alle Veranstaltungen und Projekte in und von „St. Maria als“ gelten. Diese sollten möglichst basal ausfallen und lediglich den äußersten Rahmen formulieren.⁴ Diese Rahmenlinien müssen so formuliert sein, dass sie lokale Kreativität möglichst wenig behindern und zugleich den Verantwortlichen einen Leitfaden an die Hand

⁴ In Anlehnung an die typische Formulierung von Dogmen („Anathema sit...“) nicht positiv bestimmend, sondern das Nichtmögliche ausgrenzend.

geben, wie im konkreten Fall zu entscheiden ist. Im Rahmen des Studientags im September 2018 wurden bereits einige Ideen für derartige Minimalbedingungen für Projekte im Rahmen von „St. Maria als“ gesammelt. Bei der Weiterarbeit an diesen Kriterien ist es sinnvoll die bisherigen Erfahrungen auszuwerten und einen weiten und vor allem differenziert besetzten Kreis zu befragen. Diese Minimalbedingungen müssen sowohl pragmatischen als auch theologischen Kriterien genügen.

Möglichst vielseitiges und flexibles Mobiliar

Aus dem bisher gesagten ergeben sich auch einige Anforderungen an die anstehende Renovierung, den Umbau und die Ausstattung von St. Maria. Dabei ist auf eine möglichst neutrale und flexible Gestaltung zu achten, damit weiterhin Vieles möglich ist. Unserer Ansicht nach ergeben sich aus der inhaltlichen Konzeption Anforderungen für die baulichen Maßnahmen, so dass diese beiden Prozesse zwar personell getrennt aber nicht voneinander abgekoppelt werden dürfen.

f.l.v.: Prof. Michael Schüßler, Dr. Teresa Schweighofer, Prof. Christian Bauer